

„O, das sage Du mir, Papa,“ entgegnete Marie stürmisch, „ich weiß es ja selber nicht. Einst hat er mich geliebt, sehr geliebt, aber damals durfte ich seine Wahl noch nicht annehmen, ich durfte seinen unbefleckten Namen nicht zu dem meinigen machen — ich entsagte ihm freiwillig. Ich glaubte, es wäre ein Leichtes, aber erst als ich das Opfer gebracht hatte — da empfand ich, wie schwer es mir geworden. Später, als Du Dich meiner so großmüthig erbarmtest und mir Deinen Namen gabst, da hoffte ich von Tag zu Tag, er würde zu mir zurückkehren und mir sagen, daß ich jetzt keinen Grund mehr zur Weigerung hätte, aber ich hoffte vergebens — er kam nicht. Und nun fürchte ich, Papa, ich weiß nicht Alles, was ich befürchtete, und meine Unruhe steigert sich von Tag zu Tag. Wenn er mich jetzt nicht mehr liebt!“

„Kurzichtiges Kind,“ entgegnete Lichtenfels, Marie sanft das Haar streichelnd, „warum hast Du mir nicht eher vertraut, Dir wäre wohl manche trübe Stunde erspart geblieben. Begreiffst Du denn gar nicht, daß der Hauptmann Donitz nicht mehr um Dich werben konnte, als Du eine reiche Erbin wurdest? Das arme, namenlose Mädchen durfte er zu seiner Gattin erwählen, die Tochter des Herrn von Lichtenfels, die unter den Söhnen des vornehmsten Adels wählen kann, darf er, seiner Meinung nach, nicht begehren. O, ich kenne solche Art Leute, sie sind selten, aber eben darum doppelt viel werth. Deine Wahl ist auf einen edlen Mann gefallen, Marie, und ich will hoffen, daß diese Angelegenheit zur allseitigen Zufriedenheit zu Ende geführt wird. Und nun lasse den Kopf nicht hängen, frisch und munter, Du darfst nicht so leicht verzagen.“

Herr von Lichtenfels trat, nachdem er einen leisen Kuß auf Mariens Stirn gedrückt, von der Terrasse in das Haus zurück und ließ sie von den schönsten Gedanken umgaukelt allein zurück. Wie glücklich war sie durch diesen Mann geworden!

Wenige Augenblicke später traten andere Gestalten zu Marie auf die Terrasse. Es war ein junges Weib mit einem prächtigen pausbäckigen Buben auf dem Arme, gefolgt von zwei anderen Knaben.

„Guten Tag, Elise,“ rief Marie aufspringend aus, „es ist schön von Dir, daß Du wieder einmal kommst, Du hast Dich lange nicht sehen lassen.“

„Ja, da haben Sie Recht, Fräulein —“

„Kein solches Wort mehr, Elise, oder es ist mit unserer Freundschaft zu Ende, das merke Dir,“ unterbrach Marie sie, mit dem Finger drohend, indem sie einen der Knaben auf ihren Schooß nahm. „Wie geht's zu Hause?“

„Gottlob, Alles gesund,“ antwortete Elise. „Mit der Wirthschaft geht's gut, mein Mann hat heute ein großes Stück Ackerland hinzugekauft, das uns schon tüchtige Zinsen tragen soll. Nun die Jungen werden es später gebrauchen können, Sie glauben's gar nicht, was uns die kleinen Burschen schon jetzt für Geld kosten, wenn ich nur allein die Fußbekleidung rechnen will.“

Elise setzte sich jetzt auf Mariens Wunsch dicht an ihre Seite nieder und begann eine recht interessante Unterhaltung über jene Zeit, wo Marie noch ein ganz kleines Ding gewesen — es war dies stets Elises Lieblingsthema. Sie erzählte ihr so gern, wie Vater und Mutter Gehirne nie wieder so recht froh geworden sei, und als er sich nach Verlauf von fünf Jahren seit Mariens Weggang zum Sterben niedergelegt hatte, da waren seine letzten Worte gewesen:

„Grüße mir die Marie, Elise, ich habe sie ebenso lieb gehabt, wie meine eigenen Kinder.“

Die letzten Strahlen der Abendsonne beleuchteten die reizende Gruppe auf der Terrasse. Mariens Kummer war vor den tröstenden Worten ihres Vaters verschwunden, denn es mußte wieder Tag werden, und sie spielte mit Elises jüngstem Kinde, bei dem sie Gebatter gestanden. Der kleine Bursche hatte seine dicken rothen Arme um ihren Nacken gelegt und war so allmählig sanft eingeschlafen.

Die Dämmerung brach schon herein, als Elise sich zur Heimkehr rüstete, aber Marie saß noch lange in der lauen, milden Sommernacht und träumte von zukünftigen Tagen des Glücks, bis ihr Vater sie endlich daran mahnte, in das Haus zurückzulehren.

Neuntes Kapitel.

Eine Hausfuchung.

Der Advokat Wilmot wohnte in einer der belebtesten Straßen. Er war ein tüchtiger Anwalt und sein Haus der Sammelpfad aller Rath- und Hilfesuchenden, weil man ihn zugleich als einen edlen Menschen kannte und achtete. Höheren Ortes hatte man ein scharfes Augenmerk auf ihn gerichtet, aber das hinderte ihn durchaus nicht, das, was er für recht und gut hielt, durchzuführen.

Wilmot nahm auch eine angenehme, gesellschaftliche Stellung ein, seine Soireen wurden gerne besucht und zwar von den angesehensten Persönlichkeiten. Seine Frau war eine äußerst lebenswürdige Dame und, obgleich von Adel, doch so wenig von ihrem früheren Stand eingenommen, daß sie es verschmähte,

sich in den Kreisen zu bewegen, wo sie früher immer gesehen wurde.

Am heutigen Abend waren die Salons des angesehenen Rechtsanwaltes geöffnet und eine heitere Gesellschaft bewegte sich darin. Es galt den Geburtstag der jüngsten Tochter zu feiern und zugleich deren Verlobung mit einem wohlhabenden Kaufmann zu proklamiren.

Wilmot hatte Glück mit seinen Kindern gehabt; seine beiden ältesten Söhne bekleideten trotz ihrer Jugend bereits gute Posten, so daß sie der Unterstützung ihres Vaters nicht mehr bedurften; die älteste Tochter war außerordentlich glücklich verheirathet, und auch die jüngste Tochter, eben die, deren Verlobung am heutigen Tage gefeiert werden sollte, hatte Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft.

Man nannte den Advokaten einen glücklichen Mann und er war es in der That; er konnte sich nicht über das Loos, welches er gezogen, beklagen, und er that es auch nicht. Er wäre mit Wenigerem zufrieden gewesen, denn er war ein genügsamer Mann, aber er wußte doch auch sein Ansehen und seine Stellung zu schätzen, und er hätte sie nicht entbehren mögen.

Der Abend war ungestört verflohen und ein heiteres Leben und Treiben machte sich in der ausverwählten Gesellschaft bemerkbar. Ungenirt gab sich jeder der Freude hin, so wie man es in diesen Räumen zu thun gewohnt war. Es wurde getanzt, gesungen, musiziert und man unterhielt sich auf die angenehmste Weise. Man bemerkte auch nicht, wie ein Diener an den Gastgeber herantrat und diesem leise einige Worte zuflüsterte.

„Schon' gut — kein Aufsehen, Wilhelm — ich werde kommen.“

Bald darauf folgte er, noch im Hinausgehen hier und da ein Wörtchen plaudernd, dem Diener.

„Also eine Hausfuchung in richtiger Form?“ fragte er höhnisch den Polizisten.

„Zu Befehl, Herr Wilmot, wir sind angewiesen, Ihre sämmtlichen Papiere zu durchsuchen,“ gab der Anführer zur Antwort, „und ich möchte Sie bitten, uns unser Amt nicht zu erschweren, sondern die Papiere ruhig auszuliefern.“

„Hätte ich verdächtige Papiere, so würde ich sie ohne Zweifel nicht ausliefern und damit sie also sicherer gehen, werde ich Ihnen meine Schlüssel geben,“ sagte Wilmot ruhig, indem er dem Polizisten den Schlüsselbund aushändigte.

Der Diener des Befehles trat in das Arbeitszimmer des Advokaten, aber dieser schien so gleichgiltig und ruhig, daß man schwerlich Papiere, deren Entdeckung von Wichtigkeit gewesen wäre, bei ihm vermuthen konnte.

Aber plötzlich juckte er doch zusammen und seine heitere Stirne zog sich in drohende Falten, nicht weil er sah, wie man mit seinen Papieren herumwirthschaftete, sondern weil ihm mit einem Male ein Gedanke gekommen war, der der Wahrheit ziemlich nahe kam.

„Eiender Schurke, ganz den Streich eines Grafen Horn würdig,“ murmelte er. „Gut, nimm' sie hin, sie mögen nicht einmal in meinen Händen gut aufbewahrt sein, ich könnte eines Tages vergessen, was ich einer Sterbenden gelobte.“

Es hatte in der That nur wenige Minuten gedauert, so wurden bereits einzelne Papiere als „verdächtig“ zurückgelegt. Viele waren es nicht, die sie gesammelt hatten, aber die Polizisten nahmen sie mit hinweg und ließen den Advokaten in düsterster Stimmung zurück.

„Ist das nicht Raub?“ murmelte er. „Wie kann man es anders nennen? Und das kann ungestraft heute in einem civilisirten Staate geschehen, ich darf mich nicht einmal darüber beklagen. Was sollte es mir auch nützen? Dieser Günstling ist allmächtig und was ihm noch etwa daran fehlt, das ersetzt ihm sein Geld. Ich möchte nur wissen, wie dieser Elende einstmal endet!“

Er suchte sich noch erst ein paar Minuten zu beruhigen, ehe er in den Salon zu der Gesellschaft zurückkehrte.

Seine Abwesenheit war kaum bemerkt, außerdem wußte er stets geschickt seine Gemüthsbeugung zu verbergen und wenige Augenblicke später sah man ihn in sprudelnder Unterhaltung mit einer lebenswürdigen jungen Dame.

Das Fest verlief ohne weitere Störung. Wozu auch? Man hatte nur den bescheidenen Wunsch gehegt, die Papiere wieder zu besitzen und hatte sie sich auf die einfachste Weise von der Welt durch einen kleinen Raub hingekommen. Das war Alles.

„Nun, mein Lieber?“ fragte Graf Horn am darauffolgenden Morgen einen bei ihm eintretenden Polizisten. „Sind die hochverräterischen Papiere gefunden?“

„Ich glaube, gnädiger Herr,“ entgegnete der Angeredete unterwürfig. „Bitte, wollen Sie sich bemühen?“

Mit diesen Worten überreichte er dem Grafen eine ziemliche Anzahl Papiere, die dieser hastig entgegannahm und sorgsam durchzublättern begann, eins nach dem andern. Dazwischen flog ein Schatten über

sein Gesicht — war es die Erinnerung, die an ihn herantrat.

Es dauerte lange, bis er mit seiner Durchsuchung fertig war, aber er mußte sehr damit zufrieden sein, denn seine Augen blickten immer freudiger.

„Sie sind ein tüchtiger Mann in ihrem Fache,“ wandte er sich endlich an den ihn erwartungsvoll anblickenden Polizisten, indem er die übergebenen Papiere sorgfältig zusammen packte, „ich werde mir das merken und mich bei Ihren Vorgesetzten für Sie verwenden. Zunächst nehmen Sie dies. Behalten Sie mir aber den Patron ja gut im Auge, wir müssen vorsichtig sein, mein Lieber.“

Er machte eine huldvolle verabschiedende Handbewegung und der Polizist zog sich zufrieden mit seinem Verdienste zurück.

Als der Graf allein war, nahm er die Papiere, trat damit an das Feuer und verbrannte langsam eins nach dem andern.

„Geflegt,“ murmelte er dann zufrieden, „dieser Fang ist mir leicht geworden. Rarr, der Du dachtest, dem Grafen Horn drohen zu können. Also die ganze Geschichte wäre in ewige Vergessenheit gesenkt, wie will ich mich glücklich schätzen, wenn auch die zweite Angelegenheit richtig beendet ist! Die scheint etwas gefährlicher zu sein. Aber ich weiß, was mir bevorsteht und man sagt, die Verzweiflung gäbe Muth. Bei mir scheint es wenigstens einzutreffen; ich will Ruhe haben, oder sterben, und da es zum Sterben noch immer Zeit ist, so nehme ich zunächst die Ruhe und zwar um jeden Preis. Thoren, die sich mit mir einlassen, die wahnsinnig genug sind, zu denken, daß sie mich zwingen können. Niemals! Man sagt, ich sei alt. Es giebt viel ältere Leute als ich, die das Leben noch mit vollen Zügen genießen — und ich will das auch. Ich nenne mich doch nicht alt und wäre nur nicht dieses entsetzliche Leiden, so würde ich es mit Jedem aufnehmen. Aber die Angst drückt mich nieder und wenn diese vorbei ist, dann ist Alles gut, dann kann ich von Neuem anfangen, mein Leben zu genießen, bis —“

Der Graf schauerte in sich zusammen und blickte sich scheu um.

„Nun bis endlich der Senfmann kommt,“ vollendete er.

Dann trat er an den Tisch, schenkte sich ein Glas Wein ein und leerte es in einem Zuge.

Aber es war ihm doch nicht so recht heimisch zu Muth, er klingelte seinem Diener und dieser mußte ihm Stadtneuigkeiten erzählen, um ihn zu zerstreuen.

Endlich machte er Toilette für das Theater; es war doch so unheimlich im Hause, aus allen Ecken kam stets die Erinnerung, wenn er allein war, und das durfte nicht sein; er mußte fest und hart bleiben, um allen Stürmen trogen zu können.

„Nur noch ein paar Tage,“ murmelte er wieder und wieder.

Ob auch das Gewissen nach ein paar Tagen beruhigt sein würde?

Elftes Kapitel.

Eine offene Frage.

Der Hauptmann Donitz bewohnte in der Vorstadt in einer wenig belebten Straße ein freundliches Zimmer mit der Aussicht auf einen großen, schönen Garten. Es war ein recht einsames Jungfellenleben, welches er führte, da er zu wenig an den Freuden und Lustbarkeiten seiner Kameraden, bei denen er auch dieserhalb als ein Sonderling galt, Theil nahm. Man fand ihn stets zu Hause und sein Zimmer gleich eher dem eines Gelehrten als dem eines Offiziers. Große Schränke mit alten, in Leder gebundenen Büchern standen an den Wänden und sie hatten da nicht bloß des Scheines wegen ihren Platz gefunden, sondern sie wurden auch sehr fleißig benutzt.

Die Oberflächlichkeit seines Standes genügte Arnold nicht; sein Sinnen und Denken griff tiefer. Er verließ Tagelang seine Wohnung nicht und saß mit seinen Büchern zusammen, die besonders seit jenem Tage, wo er zum zweiten Male eine Niete des Lebens gezogen, fast seine ausschließliche Gesellschaft geworden waren.

Er hatte sich nicht leicht in die abermalige Täuschung seiner schönsten Herzenshoffnungen hineingefunden, aber er war ein Mann und außer einem noch tieferen Ernst bemerkte man eben keine große Veränderung an ihm.

Tante Donig und Julie besuchte er selten, seltener noch seit jenem Tage, wo er bemerkt hatte, daß Julie ihren Lebensmuth und ihre Hoffnung wiedergewonnen. Die Leidende hatte er getröstet, jetzt aber bedurfte sie seiner nicht mehr, sie wurde mit sich selber fertig. Was sollte er dort? Höchstens konnte er Gefahr laufen, ihr zu begegnen, die er sorgfältig meiden mußte, um seiner eigenen Ruhe willen.

(Fortsetzung folgt.)